

Fürstentum der Pflaume

Fürstentum der Pflaume. — Weingartner-Konzert. — Ein herrlicher Genuss für wahre Kunstfreunde. — Das Urteil des Reichsgerichts. — Weingartner's Prognose.

21. Oktober 1912.

Leute, die für die landwirtschaftlichen Zwecke der Landwirtschaft schwärmen, werden Ihnen vielleicht einreden, daß Fürstentum der Pflaume ein „idyllisches“ Städtchen in belagter Mark sei und daß sich ein Ausflug dahin schon lohne. Obgleich ich mich nun schon manchmal mal gelautet habe, um besagte landwirtschaftliche Zwecke zu entdecken, ist mir das noch nie so recht gelungen. Gewiß, schließlich hat es in jede Gegend ihre charakteristischen Reize, aber was nicht das, wenn einem der Charakter zum Widerstand reizt? Sandflächen, mageres Baugras, Kieferbestände, die aussehen, als hätte jemand den vergeblichen Versuch gemacht, aus riefenartigen, flach angelegten Jahntüchern einen Wald zu konstruieren: das ist so ientlich alles, was ich auf meinen Mark-Wanderungen bislang entdeckt habe. Trifft man dann mal auf eine Laub-alle, dann sieht das so aus, als sei dieser erträglichen Fliesen ganz aus Versehen in die Ecke hineingearathen. Andere reden freilich ganz anders. Raver Spornowien, der sich nahe Fürstentum als dem „herrlichen“ Scherzmittelpunkt eine Sommervilla erbaut hat, ist entzückt von der Aussicht und Einricht, und Johanna Gadsch ist von der Unübertrefflichkeit des Grunewalds derartig überzeugt, daß sie in ihren wunden Wägen bereits den Grundriß zu einem Balkenhaus am Seeufer entworfen hat.

Aber ich gebe gern zu: längerer Aufenthalt in Berlin macht einen in seinen landwirtschaftlichen Ansprüchen bescheiden. Was nun Fürstentum betrifft, so mag ihm ein gewisses sommerliches Renommée unbenommen bleiben, aber selbst der ärgste Mark-Schwärmer wird kaum auf die Idee kommen, dem Städtchen von Berlin aus noch einen Besuch abzustatten, wenn das Laub, das einige Wälder den Vorzug hatten während des Sommers zu tragen, bereits zur Erde gerieckelt ist. Und dann noch der Gedanke, bis er nach dem letzten der Wälder, in der Dunkelheit, daß man in Fürstentum die Füchse nicht vom Walde unterheben können wird, wo man Fürstentum gar für Fürstentum (im gleichen Regierungsbezirk) halten könnte!

Und nun begab es sich, daß am Dienstag den 15. Oktober auf den Stadthausböden Charlottenburg, Zoologischer Garten, Friedrichstraße, Alexanderplatz und Schleifischer Bahnhof nach der letzten Abendstunde hunderte von wohlangezogenen Damen und Herren die drei Sonderzüge nach Fürstentum besetzten, die ein tollkühner Konzertunternehmer, Emil Gutmann, dorthin laufen ließ. Es geschah also doch noch Zeichen und Wunder, sie geschahen noch im zwanzigsten Jahrhundert und in der „Stadt der Intelligenz“. Die Lösung der Reisenden aber hieß „Weingartner“!

Man muß sich einmal klar machen, was dieses Wunder belegen will. Sie wissen, daß sich Berlin noch nie über einen Mangel an Konzerten zu beklagen gehabt hat, ich glaube Ihnen auch schon mitgeteilt zu haben, daß man manchmal garricht weiß, wenn man noch freibillet für Konzerte anbieten soll, ohne sich eine höhnische Ablehnung auszuheilen. In dieser Woche war der Verkehr besonders groß. An großen Orchesterkonzerten drängten sich da die zwei Philharmonischen unter Nikisch, die zwei Symphoniekonzerte unter Richard Strauß und ein Mahler-Brüner-Symphoniekonzert unter Oskar Fried zusammen. Und nun kommt noch Weingartner mit seinem Fürstentumskonzert dazu. Sollte man es für möglich halten, daß die Leute sich danach drängen, den vierfachen Preis für ein Billet zu zahlen, außerdem die Preislisten, daß sie sich volle sechs Stunden dafür reservierten, um nächstlicher Weile nach Fürstentum hinauszufahren und in einem nichts weniger als eleganten oder gar stimmungsvollen Saal drei Beethoven'sche Symphonien anhören zu können? Sie antworten: das konnten doch nur Enobis sein, die durch das Sentationelle, das Ungeheuerliche der Sache gereizt wurden; wären Sie aber dabei gewesen, dann würden Sie diese Auffassung „revidieren“. So lauschen diese Enobis erstarrter Musik, so halten sie nicht aus, so steigen sie sich nicht in ihren Bekleidungsbedürfnissen. Die da in „Schiffbauwerkstätten“ in Fürstentum saßen und zuhörten, waren die charakteristischen Musikfreunde der Reichshauptstadt, und nicht etwa irgendwelche rein persönliche Liebhaber für Weingartner hatte sie hinausgetrieben, sondern die Gewißheit, daß sie hier reinen, unaffektierten, durch und durch spontanen Beethoven hören konnten. Und heute schon prophezeie ich, daß bei den nächsten drei Fürstentumskonzerten der Besuch nicht minder intensiv sein wird. Selbst hartgesottenen Konzertveteranen, wie ich nun ererbtenen Konzertsponsoren, ist es, daß sie sich von dieser Kon-

heit der Beethoven-Interpretation — die eben gar keine Abtätigung des Interpretens merken ließ — förmlich bezaubert fühlten, eine Empfindung, die einem in gegenwärtigen Konzertbetriebe nur alle Jubeljahre einmal zu teil wird.

Der Saal wirkte auf die Berliner Bürgerhaare nicht als captatio benevolentia eher als das Gegenteil. Durch weite Restaurationsräume, die im flotten Betrieb waren, und in deren Atmosphäre die Gerichte einer reichhaltigen Fürstentumler Speisekarte um den Vorrang, oder Vorgezogenen, mußte man sich den Weg bahnen. Am Saale selbst konnte man noch die Spuren vergangener Festlichkeiten bemerken; hier stand sogar noch eine Schieflade in der Ecke. Die Ausschmückung und Beleuchtung entsprach durchaus jenen kleinstädtischen Festen, wie sie Schönen, Regelmäßig und Etat-Vereine zu ihrem lässlichen und geistigen Gedeihen nötig haben. Die Bühne stellte eine selbstgebaute Waldlandschaft dar; aber weniger märkischer als tropischer Wald. Um das vorgegebene Dirigentenpulter hatte man fünf Topfpflanzen in militärisch-regelmäßigem Abstande aufgestellt. Kurz alles deutete sich um dem Ankommen der Gäste, welche Jarce! Sehen Sie, und dann wurde ein richtiger Kunst-Gottesdienst daraus. Es waren manche gekommen, die sich das Erlebnis einer gefunden Schadenfreude erhofft hatten, und der Vertreter einer Konkurrenz-Konzertagentur fragte gerade aus, ob er für sein Billet auch wirklich bezahlt habe. Er zog mit erheblicher Verlangsamung Gesichtsausdruck ab, und dem Schadenfreudigen trennten sich vom Schaden und begnügten sich mit der Freude.

Eogar die Musik schien mir anfangs heralich schlecht zu sein, die Bläser des Württembergers insbesondere entwickelten ihren Ton nur kümmerlich. Aber die Musik ist so schön ein rätselhaftes Ding; man bemängelt sie, und zuweilen ist doch wohl das eigene Ohr dafür verantwortlich. Vielleicht wurden auch die Bläser, respektive ihre Instrumente wärmer, sprachen also besser an. Wenigstens kamen schon in der zweiten Symphonie Momente, wo ich den Eindruck hatte, solchen Wohlklang nie zuvor gehört zu haben. Das Publikum aber mußte wohl der gleichen Ansicht sein, so steigerte sich der Jubel, bis er nach dem letzten Satz der Eroica wie eine elementare Entladung losbrach und überhaupt kein Ende mehr zu nehmen zu wollen schien. Weingartner aber lächelte sein frühliches Lächeln, er sah aus wie ein glücklicher Knabe, nicht wie einer, der ein paar Stunden vorher vom Reichsgericht in Leipzig geschmettert worden war.

Dieses Reichsgerichts-Urteil war die juristische Aufsicht zum Konzert, und ich muß den Konzertunternehmer dazu beglückwünschen. Er selbst hatte nichts dazu thun können; das Datum des Konzertes war schon vor einem halben Jahr festgelegt worden, und dann trat der Zufall in Aktion und bewog das Reichsgericht, den Prozeß „Weingartner gegen den König von Preußen“ ebenfalls auf den 15. Oktober anzuberaumen. Der Zeigeglaube hat Ihnen längst gemeldet, daß das Reichsgericht Weingartner's Ansprüche auf Aufhebung seines Vergleichs mit dem Generalintendanten Nikisch abgelehnt hat. Für solche, die nicht „juristisch gekaut“ sind, die also bei den ursprünglichen, „naiven“ Rechtsbegriffen stehen geblieben sind, wird diese Entscheidung absolut unbegreiflich sein. Weingartner verlangte bereits in den früheren Instanzen, den Nachweis führen zu dürfen, daß er niemals kontraktbrüchig geworden sei, daß also kein Vergleich mit der königlichen Intendantur auf einer falschen Voraussetzung beruht habe. Diese Beweisführung wurde ihm nicht gestattet. Sie wird ihm aber in seinem Prozeß, den er zur Zeit gegen den Berliner Vokallängerer (wegen beigefügter Neuerung) führt, aufzubringen werden. Weingartner behauptete ferner, daß er zu jenem Vergleich mit Nikisch durch eine Zwangslage genötigt worden sei, sonst hätte er sich nie bereit erklärt, so viele Jahre auf Berlin zu verzichten. Von dem Vorhandensein dieser Zwangslage hat sich das Reichsgericht nicht überzeugen können.

Meinetwegen. Aber kann man denn in einem modernen Rechtsstaat überhaupt Verträge solcher Art als gesetzlich anerkennen? Ist es „moralisch“, daß man einen Künstler, dem die ganze Welt gehört, für irgend eine Zeitperiode verbietet, einen wichtigen Platz dieser Welt mit seiner Kunst zu versehen? Hat ein Einzelner die Fülle das Recht, einer ganzen Welt die Kunst vorzuschreiben: diesen Künstler dürft ihr auf so und so viel Jahre nicht gehen, weil er wir und weiner in Fürstentum dem Dirigenten Weingartner etwa noch mehr zugeben haben, als seine Leistung es verdient und veranlaßt, so war es das Gefühl: der Prozeß gegen diese gefesselt gemacht Unrecht könne gar nicht laut genug sein.

Und siehe da, am nächsten Tage stellte sich heraus, daß die Berliner Tagespresse, die so viele verschiedene Ansichten zu äußern pflegt, als sie Organe hat, den Fall Weingartner durchweg in der gleichen sympat-

ischen Weise beurteilte. Doch nein, nicht durchweg: Dr. Carl Strebs, der Kritiker des rothen Tag“ botte ja gar dazu auf: fordert: die Berliner Kritik möge sich auf ihre Würde bestimmen und dem Fürstentumler Konzert fern bleiben! Diese Ungeheuerlichkeit wurde glücklicherweise von der Berliner Kritik mit Berachtung gestraft. Begreifen kann man die Unverständlichkeit des Herrn Strebs auch nur, wenn man bedenkt, daß die Scherzreden täglichen Publikationen für die offiziellen Organe der königlichen Generalintendantur gehalten werden.

Ob die drei weiteren Ausflüge nach Fürstentum, die uns bevorstehen, ähnliche Zugaben erhalten werden, ist unmaßgeblich. Da das Reichsgerichts-Urteil bereits nachmittags bekannt gegeben worden war, konnte Weingartner's Prozeß „Erlebnisse eines königlichen Kapellmeisters in Berlin“, bereits am Sonntagabend ausgegeben werden; oder dem Urteil wollte er sie nicht der Öffentlichkeit übergeben. Viele brachten also das über achtzig Seiten starke Büchlein schon als Reiselektüre mit in's Coupé, und nachher sah man Tugende von Exemplaren auf dem Zeitungstisch des Fürstentumler Weltbahnhofs ausgelegt. Der Bahnbuchhändler muß ein Kiefenschicht gemacht haben.

Diese „Erlebnisse“ erhalten viel Wissenswertes und vor allem Verheerendes. Ich muß gestehen, daß mich die ersten Seiten als reichlich „persönlich“ gehalten berührten, aber bald wird die Darstellung objektiv und macht den Eindruck, als habe hier nicht etwa Rindgefühle die Feder geführt, sondern die Überzeugung, daß hier ein ungeheurer, künftighin blutiger Zustand zum Teile aller Beteiligten blosgelegt werden mußte. Wenn das Institut der königlichen Oper Herrn Weingartner nicht nachweisen kann, daß er die Unmöglichkeit der Ausführung, oder wenigstens stark übertriebene hat, dann sieht es entmutigend böse, um dieses Institut aus dieser sündigen Erde ohne Intriguen und Skandalen zu beseitigen, und das angeblich ideale Pantheist, die „Reichshöhe“, hat ihr zum mindesten nicht weniger, als andere Theater; aber wenn die Oberleitung selbst fortwährend solche Intriguen konstruiert — wie nach Weingartner die Berliner Hofoper während der Kera-Periode, — oder wenn sie lediglich im „Purren“ liegt, während die Kapellmeister und Regisseure sozusagen summe Hochzeiten sind, — dann kann man eben keine anderen Resultate erwarten, als uns seit Jahren zu teil werden.

Die Verführung ist groß, Ihnen einige Proben an der Weingartner'schen Erlebnisse hier darzustellen; etwa die ergötzliche Geschichte, wie Weingartner auf Veranlassung mit einer Strafe von hundertzwanzig Mark belegt wurde, weil er „Cavalleria rusticana“ schlecht dirigiert habe; oder wie die königliche Intendantur ihm eine monatliche Gagenzahlung verweigerte, weil sie sich in ihrer Buchführung um einen Monat geirrt hatte, ein Verstoß, den Weingartner nicht die schuldige Partei, sondern eben Weingartner hat büßen müssen. Aber das Buch wird ja seinen Weg auch zu Ihnen finden, und ich bin überzeugt, auch in Amerika wird man dem Verfasser dank wissen, für das Licht, das er über Zustände verbreitet, die hier meist in geheimnisvolles Dunkel gehüllt werden. Sollte Ihnen dennoch manches als unbegreiflich vorkommen, so fragen Sie mir Carl Mue in Boston; der kann Auskunft geben.

Aber einen Postus aus dem Sätzwort Weingartner's möchte ich doch hierher, weil er die ganze Situation klar beleuchtet. Er lautet: „Welche Jarce es bedeutet, in solchen Fällen den König verlagern zu müssen, darüber wird doch wohl endlich von berufener Seite ein Wort gesagt werden müssen. Der eigentliche Prozeßgegner wird ausgeklagt und vertrieben sich hinter eine Stelle, die als unantastbar gilt. Zu welchem Zweck? Der königlichen Intendantur führen kann, zeigte sich bisher wohl nirgends deutlicher als durch die Art, wie für den König als Prozeßpartei die Berliner Generalintendantur den mit ihr schwebenden Prozeß führte. Der lachliche Prozeßstoff ist förmlich erdrückt durch das Unmaß von persönlichen Anfeindungen und Stimmungsmachereien, das in der Verantwortung meiner Klage angehaucht ist. Ein Beispiel genüge für viele. Die Besucher meiner Berliner Konzerte erinnern sich gewiß noch des letzten Konzertes, das ich im Opernhaus Ende Dezember 1907 leitete. Es war ein Beethoven-Abend, der mit dem ersten Leonoren-Overture schloß, der berühmte Pianist Fernik von Dobnanyi wirkte mit, der sich heute noch dieses Konzertes mit besonderer Freude erinnert, wie denn überhaupt der ganze Abend von einmütiger Begeisterung des Publikums getragen war.“ — hier muß ich Weingartner interbrechen, um zu erzählen, daß ich damals nicht im Konzert war, aber der öffentlichen Probe beigewohnt habe. Und die Aufführung wird wohl nicht schlechter als die Probe gewesen sein. — Die dem künstlerischen Gelingen vollständig die Wage hielt. Gerade über dieses Konzert wagte es die Generalintendantur, in ihrer Klage-

beantwortung einen in Eberschritt verfaßten Bericht aufzunehmen, der mich beschuldigt, auf diesem Abend wohl mit dem Lakstift erschienen zu sein, aber mir „automatische Bewegungen“ gemacht und das Orchester sich selbst überlassen zu haben, welche Verleugung — jeglicher Künstlersehens — heute noch unter den Musikern „starken Nachhall“ erweckt. Mit dieser phantastischen Erfindung wollte man beweisen, daß ich schon längst die Absicht gehabt habe, meinen Vertrag zu brechen. Was würde der Ständige von Preußen dazu sagen, wenn er erfuhr, welche Art der Prozeßführung er als Partei mit seinem Namen hier zu bedeuten hat?

Es ist vielleicht nicht überflüssig zu erwähnen, daß die Prozedur bis jetzt noch nicht polizeilich beschlagnahmt worden ist. Das wird ihr auch nicht passieren, denn so eindringlich ist, so wohlüberlegt erscheint jedes Wort. Und nun „auf Wiedersehen“, du dunkles Fürstentum! Zu ein paar Wochen bin ich wieder da. Und dann bezieht hoffentlich die Tageskarte im Gesellschaftsraum aus Gerichten, die anders riechen als die letzten.

August Spanuth.

New Yorker Pflaume.

Inspektion der 1. Kajüte. — Seltsame Gesellschaft. — Die Zeit der Neuerung.

Die Inspektion der ersten Kajüte durch die Einwanderungs Beamten von Ellis Island, die während des letzten Andranges von Kajüten-Passagieren aus Mangel an Leuten eingestrichelt worden war, wird auf Anordnung des Kommissärs Williams vom Neuen in Angriff genommen werden, und in Zukunft werden sich die Passagiere der ersten Kajüte nicht des ungehörigen Landens erfreuen, wie während der Reisezeit. Bei den angekommenen Dampfern „Cincinnati“ und „George Washington“ wurde der erste Maß des Kommissärs nicht durchgeführt, weil diese beiden Dampfer je 1000 Kajüten-Passagiere an Bord hatten und die Einwanderungs-Inspektion durch die Inspektion der 2. Kajüte voll auf Anspruch genommen waren. Aber auf dem Dampfer „Czar“ wurde die erste Kajüte wieder inspiziert, und das Resultat war, daß eine Russin von distinguirtem Keuern, Alexandra Schomowkaja, die zum Besuch herbeikam und das zwei Jahre alte Töchterchen eines russischen Gelehrten den in Pennan, Pa., ansässigen Eltern des Kindes zuführen wollte, mit 25 Passagieren aus der 2. Kajüte dieses Dampfers nach der Insel transportiert wurde. Der Vater des Kindes kam prompt nach Ellis Island, und Fräulein Schomowkaja und ihre Schutzhelfer wurden nach einem Verhör vor der Inquisition zugelassen.

Wenn — was Gott und der gesunde Menschenverstand der New Yorker behüten möge — einmal unter liebes, altes und immer noch zu den schönsten Baumwerken der Stadt zu zählendes Rathaus der Pidiagi des Contractors zum Opfer fallen sollte, dann werden die Arbeiter eines Tages beim Niederbeugen einer zwischen der Notunde und der Manors-Office stehenden Wand auf eine mit einer anberufsbilligen Einnahmeplatte bedeckte eiserne Kiste stoßen. Die Kiste wurde von der Firma, die Reparaturen der Wand auszuführen hatte, angebracht und eingemauert, und zwar ohne ohne obige förmliche Bewilligung. Das letztere verweigert worden wäre, wenn man um sie nachgesucht hätte, ist als ziemlich sicher anzusehen, denn der Inhalt der Kiste ist so heterogen und eigenwillig charakterisiert, daß die zukünftigen Finder einen merkwürdigen Begriff von der anno 1912 in New York dominierenden Geschmacksrichtung bekommen müßten.

Rein Mensch wird davon etwas einzunenden haben, daß die Portraiten des Manors-Ganzer und des Stadtrats-Präsidenten McKinley auf solche Art der Nachwelt überliefert werden. Auch die Kontersche des Präsidenten E. J. Gilman und des Sekretärs E. Shannon der Kontakoren-Firma können noch passieren, aber daß man das Portrait von „Anodou“ Brown, einem in gewissen Sportreisen bekannten Faustkämpfer, der Bildergalerie hinzufügt, das geht doch über die Sprichwörtliche Hufschur. Der Kerl sieht übrigens in seinem Prädanzung mit dem Olymben auf dem Moskuschdel, den Lockhaufen an den breiten Beiden und Nummer 16 Glacé über den mächtigen Pragen drollig genug aus. Die Herren Reporter in der City Hall sind im Sommerforum ebenfalls vertreten durch ihre Interaktion, sogar ihre Botenwagen Willie Collins wird auf diese Art der Nachwelt überliefert. Willie's Freund Frank Lyons hat eine höchst eigenartig entworfenen Zeichnung, die höllische Majestät darstellt, gestiftet. Sie nimmt sich gut aus neben der Photographie der Lincoln-Flagge, die am letzten 4. Juli über dem Rathaus wehte. Tageszeitungen mit dem Bericht über das Attentat auf Roosevelt veröffentlichen die merkwürdige Kollektion, über die unsere Radikalen einmal verwundert die Köpfe schütteln werden.

In den Hotels muß man jetzt für Brot und Butter besonders zehlen. Vor einem Monat haben die Hotelbesitzer

diese Neuerung eingeführt, und zuerst erhob man ein großes Geschrei; nach dem sich die Entrüstung gelegt hatte, ergab man sich in das Unabänderliche und heute betrachtet man es bereits als etwas Selbstverständliches. Was die Preise des Brotes am Butter — und häufig rechnen sie zehn Cent die Portion. Warum sollen sie die Bitte nicht hier einführen, die in Europa längst bestand und der sich die amerikanischen Herrschaften, denen es gewiß auf den Dime nicht ankommt, ohne Weigern gefügt hatten.

Und wenn die Herren, die für uferleibliche Mäohs sorgen, so leicht eine neue Einnahmequelle erschließen können, warum sollen die geistigen Führer nicht desgleichen thun? Sie haben es getan: in einer Anzahl New Yorker Theater muß man jetzt für das Programm zehn Cent bezahlen. . . . das ist das Brot und Butter auf der Tafel der geistigen Genüsse. Die besten Gerichte munden nicht, wenn man sie ohne Brot und Butter verzehren soll, und das schönste Theaterstück hört auf, ein Genuß zu sein, wenn man kein Programm hat und sich über die handelnden Personen und die Darsteller nicht informieren kann. In beiden Fällen ist es eine Nothwendigkeit, die man neuerdings besteuert hat — und das Publikum muß es sich ruhig gefallen lassen. Und in beiden Fällen ent-schuldigt man diese Steuer mit dem Hinweis auf das europäische Beispiel.

Während man jedoch in den Hotels dasselbe Brot und dieselbe Butter wie früher vorgefunden bekommt, sehen sich die Theater wenigstens veranlaßt, ein Leibriges zu thun und geben für die zehn Cent ein sogenanntes „Souvenirprogramm“ mit Bildern der Darsteller und Szenen des Stüdes. Immerhin zehn Cent sind zehn Cent, und die Herren Direktoren machen dabei gewiß ein ganz gutes Nebengeschäft. In einem jener Theater mit Programm-anhang ist der höchst elegant gezeichnete Umhang mit Bildern geschmückt, die — na sagen wir „alt“ und „schön“ — vielleicht eine feine Anspielung auf die Wahrheit der Kunst: man spricht doch meist von der nackten Wahrheit! Auch dagegen ist kaum etwas einzuwenden und die Tatsache wäre nicht weiter erwähnenswert, wenn nicht der lächerliche Zufall sich dabei einen harmlosen Scherz erlaubt hätte — der Herausgeber jenes Programms heißt Comlod. Es giebt also einen Mann dieses Namens, dessen Schönheitsbegriffe nicht ganz so engberzig sind, wie die seines heiligen Namensvetters; aber ein drolliges Zusammenstoßen bleibt's immerhin, daß unter diesen unerschöpflichen Schönheiten gerade dieser Name prangen muß.

Der komische und der tragische Balkan.

Zu den größten Aufgaben der Völker gehört sicher die, von anderen zunächst einmal ernst genommen zu werden. Man muß gesehen, daß Europa den Balkanvölkern diese Aufgabe bisher recht schwierig gemacht hat. Hat man schon genügend darauf geachtet, wie seit unzähligen Jahren der Balkan die Fundgrube für das ganze komische Repertoire von Europa geworden ist? Unsere Operette, unser Schwanz, unsere Witblätter vor allem lebten vom Balkan. Wenn man in diesen Tagen, wo alles auf dem Balkan in Flammen steht, und wo fanatische Menschen um große Ziele ringen, die europäischen Witblätter durchsieht, so hat man ein flagellantes Gefühl bei dem Kontrastismus eben dieser Mäler. Eine bekannte Berliner satirische Wochenschrift bringt ein Gedicht, in dem sie sich über den einzigen militärisch-plündernden Montenegro, der in Berlin lebte, lustig macht. Er war als Handlungsgehilfe bei einer großen Seidenfirma beschäftigt und hat, dem Weltallungsbericht folgend, sein Geschäft verlassen, um seinen Vaterlande zu dienen. Eine Münchener Wochenschrift schildert den Auszug der in Schwabing wohnenden Malerkolonie, zu der manche Balkanstaaten gehören, auf den Kriegszug aus. Natürlich geschieht das in derb karikirender Weise: der Balkan-Europäer ist jedesmal ein schäbig aussehendes Wesen, das ungefähr dem Manfallehändler, dem längst vergessenen, früherer Epochen gleicht. Du lieber Himmel! Bildet man sich ein, daß unsere Helden von 1870 und 1866 lauter tadellose Dandies waren, die jeden Morgen Ströme von Eau de Cologne auf ihr kriegerisches Haupt heruntergeben ließen? Damit hätten sie Sedan nicht gewonnen. Der alte Fritz muß doch besser, als er von seinen Soldaten als „Grafenkreuzer“ sprach. Aber die allgemeine Parole ist eben: die Balkanvölker und ihre Angehörigen um keinen Preis ersinnbar zu nehmen. Darin wird nun der gegenwärtige Krieg, gleichviel welcher auch sein Ausgang sein wird, wieder eine Aenderung bringen. Da man konnte die Aene haben, die Balkanvölker hätten sich in das Abenteuer nur gestürzt, um endlich einmal ernst genommen zu werden. Und der guten alten Mama Europa, die wie merkt, wann ihre Jungen erwachsen sind, zu zeigen: „Jetzt bin ich ein Mann, und du sollst mich ernsthaft nehmen, sehr ernsthaft.“ Der Balkan streift sich in diesem Augenblick es auf, der trüglichen Hofe. Er hat es fast, der ewige

Brins Demilo und der ewige Leutnant Risi oder der kapitän Blumstich aus Bernad Schaus „Helden“ zu sein und beim Klang von Wiener Walzermelodien über unsere Väterbüchsen zu schändern. Dieser Arroganz, der zwischen den vier Balkanmächten und der Türkei auf Leben und Tod entbrannt ist, gibt Europa manche Lehren. Auch die, nicht allzu sehr an die Kriegstüchtigkeit finanziell schwacher Staaten zu glauben, von der uns englische und amerikanische Theoretiker gern überzeugen möchten. Diese Herrschaften, die mit dem Aberglauben an die Allgewalt der Wölfe groß geworden sind, bilden sich ein, daß Streidvornrichtungen im großen Stile ebenso verberend auf ein Volk wirken könnten wie verlorene Schlachten, während doch die Geschichte beweist, daß bankrotte oder halb bankrotte Staaten finanziell viel härtere Gegner besetzt haben. Dieser Krieg, den wir jetzt beginnen sehen, lehrt uns ferner, daß unser offizieller Geschichtsunterricht sich viel zu wenig um die Geschichte der Balkanvölker gekümmert hat. Der Durchschnitts-Europäer weiß gar nichts von den inter-feranten Abenteuern, den Kaiserreichen und Fürstenthümern, mit denen die mittelalterliche Geschichte des Balkans erfüllt ist, und weil wir nichts davon wissen, verziehen wir die heutigen historischen Ansprüche der Balkanvölker nicht. Der Schüler unserer Lehranstalten erfährt fast nichts von dem großartigen Schlußkampf des byzantinischen Reiches, das in jenen Zeiten allgemein als Bollwerk Europas gegen den Osten betrachtet wurde, sich mit ungemessener Zähigkeit behauptete und schließlich doch nur unterlag, weil Europa es im Stich ließ. Wir zeigen in allen diesen Dingen den Egoismus alter und reicher Zivilisation, der den Emporkömmlingen nicht gern und nicht allzu weit die Thüren öffnet. Das mag bequem sein, Flug ist's nicht immer. Mit der Zeit kommt der Emporkömmling doch weiter und es könnte sehr wohl sein, daß seine Dienste auch von den Großen einmal als wichtig in irgendeiner Sache empfunden werden. Genau daselbe haben wir mit den Japanern gemacht vor dreißig Jahren, sie waren für uns amüsante Spasmmacher, und Sullivan's „Mikado“ unterhielt ganz Europa, bis die Kriege mit China und Rußland uns die Augen öffneten. Wir können noch weiter zurückgehen; in den vierziger und fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts war der Amerikaner theils als umwohnender Farmer, theils als Prozeß ein beliebter Stoff der Wigblätter, der Wandel kam erst mit dem großen Bürgerkrieg der sechziger Jahre. Jetzt kämpfen die Balkan-Peer, wie sie sagen, für ihre unterdrückten Väter, was natürlich heißen will, für die Reste des europäischen Gebietes der Türkei; im ganz geheimen Grunde ihres Herzens kämpfen sie aber auch gegen Europa und seine Vorurtheile; sie wollen endlich einmal, und zwar gründlich, ernst genommen werden.

Oktober in Oberharz.

Von Frieda Neuhauß.

Un den dunklen Steildächern der alten Kaiserburg von Goslar flattern gelbe Herbstblätter hin. Ueber die sanftgeigten Rasenflächen zieht leise die Bemmuth, die blaße, traurige Frau. Es ist so still, die Dämmerung sinkt, die Vergangenheit schläft in den Ecken, und schieue, schwermüthige Herbstträume schleichen heimlich zu ihr. Vom hohen Rammelsberg herab kommt ein kalter Wind und weht über die alten Dächer der Stadt, die da zusammen-schauern, angstvoll, vor der dunklen, weisfrohtigen Herbstnacht. Claus! Durch dicke Morgennebel drängt sich goldblühend die steigende Sonne. Dunkle Tannenstippen tauchen aus dem weissen Meer, ein Morgenglockenlang klingt irgendwoher mit bellem, binnem Ton. Die weiten Wiesen schimmern im Winterkleid, auch auf den Dächern liegt dicht und schwer der Reif. Aber die Nebel fliehen, und der Reif schwindet vor der lachenden Herbstsonne Glanz. Tiefblau wölbt sich der Himmel über uns auf unserm Wege gen St. Andreasberg. Bald haben wir Tannen rechts und links, vor deren sommerlichem Grün der Herbst weichen muß. Von seiner Melancholie streicht es nur wie kühles Ähren über bereifte Gräserpfähle, die sich im Schatten schwer zu Boden neigen. Aber doch spürt man den Herbst, deutlich und wahr, an der einlakenen Stille der Strahlen. Die Sommerdögel, die zu Tausenden den Harz bevölkerten, sind in die Heimath zurückgeflohen; menschenleer ist's, kein Tourist begegnet uns; ungehört verhallt unser jauchsender Schrei in den weiten dunklen Tannemoosern. So geht's fundenlang, ohne Dörfer, Häuser, ohne weite Fernsichten, bis beim Sonnenberger Haus jählings der König vor uns auftaucht, mit einer Krone von Duft und Glanz auf seinem entblöhten Haupte — der Broden. Im Dörrschlaf der Nizen am Grunde. Der strahlende Himmel schülert sein leuchtendes Blau bis zur Tiefe hinauf und erzählt ihnen trügerische Märchen von lachendem Sommerglück. Ueber die kleinen Kräuselwollen aber geht schon ein Fittchen von Winterangst, und gluckend flüstern sie von der Zeit, wo der Frostriebe sie wieder zu

barren Unbesorgtheit zwingen wird. Doch die Nizen da branten über betes nicht; sie schlafen — und träumen — träumen — wachen —? Vielleicht weh es das Wasser im Rehberger Graben, das dem Teich entflohen ist, und nun so dunkel und geheimnißvoll neben uns hinströmt. Aber es darrsch nicht, lauloch schlief es in seinem schmalen Bett dahin, und nur, wenn es bei scharfen Windungen schäumte gegen die moosigen Randsteine prallt, klingt's wie spöttisches Klagen über die Neugier der Menschentinder. Nun flüchtet es gar unter die Erde. Waldsteinumteit umgibt uns, duftig, mährchenhaft, in der eines zirpenden Waldvögelns maltes Herbstes verflingt. Dunkle Tannen überoll. Wo sich die Gipfel auf eines Augenblicks Länge theilen, quillt allemal luthig und frisch die Achermonnsbäche zu uns herüber; als ein echter, jeder Laubstüb ist's anzusehen, das Achermonnslein, wie es sein laubles Köpfchen hell von der Sonne bescheiden läßt und die ersten, alten Waldberge zu verstopfen scheint.

Die weiten Wiesen von Andreasberg sehen blaß und trant aus im sinkenden Strahl der Oktobersonne. Feine Dunstgelspinne schwimmen in der Luft, Abendstimmung zieht über Thal und Höhen, so müde, milde und herbsteuht — Auf dem weiteren Wege noch Braunlage sagt uns die Nacht, die sich heimlich, unmerklich in den Harzwald schlich. Im letzten Dämmern schauert ein stiller Waldteich auf, dunkel, ernst, unendlich stimmungsvoll. Dann nützt mehr als nächstliches Waldschönein, kühl und groß. Bis in einer Schneise mattenfelnber der erste Stern sieht, und in den obersten Tannenwipfeln ein ahnendes Raunen ertocht. Menschenohren hören es nicht, was die Tannenwipfel raunen, was sie ahnen von Kersensommer und Weinachts-glockenlang. Menschen fühlen nur die Herbstnacht, die kalt und dunkel durch die Bergwälder schreitet.

Sonntagmorgensfrieden im Forst zwischen Braunlage und dem Broden. Ein verirrter Rindglockenton, den die Sonnenstrahlen mitgenommen, sonst Stille. Leis raucht im Talgrund die warme Bode. Vom Herbst ist nichts zu spüren, ein Sommermorgen scheint zu rüdelgeit in reifer Schönheitsfülle. Bis dann plötzlich eine Waldschneise wieder Gräser zeigt, die weiche, blinzelnde Frostperlen tauf zu Boden brücken, und schließlich der Stunde werden, wo die Sonne sie befreien soll vom eifigen Herbstnachtsdum.

Vom dreieckigen Pfahl ab kommen wir in den Bonkrteis des Brodens. Man merkt's an den Granitblöden, die überall wild verstreut liegen, man merkt's an den Touristen, die jetzt wie Pilze aus der Erde schießen. Und so wandern wir denn mit hinauf im großen Schwarm, den der sonnige Oktoberforst aus den Thälern zum Broden schickt. Braune Heide weilt auf schwarzem Moorboden, feinstarkt ist die Erde gefroren, wo sie die Sonne nicht trifft, und in den Moorgräben liegt zentimeterdickes Eis. Aber der Bispel trieft von Sonnengold. Was thut's, daß trüber Dunst ringsum die Ebenen verschleiert und die gerühmte Aussicht immer mehr zur Illusion macht, wie stehen ja oben im leuchtenden Blau, in strahlender Reine der Bergeshöh! Und der Himmel wölbt sich klar und unermessen über uns —

Gen Harzburg geht's hinab. Zum ersten Male tauchen tiefe Thäler vor uns auf, durch die die Weißbäche schäumend rauschen. Ueber die vielgestaltigen Bergkuppen an ihren Seiten flüht ein tiefblauer Schimmer, jenes köstliche Blau der nordischen Berge, gemischt aus Nebel und Frische, aus Tannen-grün und Quellmurmeln. In das Grün der Waldhöher mischen sich rothgelbe Flecken, mehr und mehr, je tiefer wir abwärts steigen. Laubwälder erscheinen im Herbstschmuck. Laubwälder im Herbstschmuck — Braucht es noch weiterer Worte? Ueber Harzburg hat der Herbst all seine Farbenöppe ausgeschüttet. Aber was in höchster Schönheit glühte, das weilt jetzt leise im Weinbergtau. Die Sonne ist fort, blutroth ist sie gelbdehen. Nun zieht die Schmutz der Wälder ihr lachend nach. Ueber der Sommerstadt branten im Thal aber brauen die Nebelbergen, breiten die dunklen Mäntel und warten des Gebieters, der mit klirrendem Frost lönd daberfahren wird.

London-Bombay mit der Flugmaschine. In Bombay hat sich ein Komitee indischer Sportfreunde gebildet, das im kommenden Sommer einen interessanten großen Fernflug veranstalten soll: Flugmaschinen und Pilot sollen im Wettkampf ihre Fähigkeit erweisen, die Reise von London nach Bombay im Aeroplan zurückzulegen. Die mit Hilfe der drei besten geographischen Gesellschaften zusammengestellte Flugroute beginnt in London und führt über Calais, Brüssel, Köln, Kaschau nach Wien, Budapest, Belgrad, Sofia und Konstantinopel, wo die europäische Strecke endet. Dann wird der Voporus überflogen, die Strecke erreicht bei Mesine den Guphrat, führt dann über den Tigris nach Bagdad und folgt hier der Ästlenlinie bis Karachi. Von hier aus muß dann Bombay in einem Flugze erreicht werden. Es kommt bei diesem Fernfluge weniger auf die Schnelligkeit an, als auf die sichere Ueberwindung der gewaltigen Entfernungen; man rechnet, daß der Flug London-Bombay insgesamt 14 Tage erfordern wird.